

Rolf Bauerdick
**Wenn Gott verschwindet,
verschwindet der Mensch**

Rolf Bauerdick

**Wenn Gott
verschwindet,
verschwindet
der Mensch**

**Eine Verteidigung
des Glaubens**

Deutsche Verlags-Anstalt

Der Verlag weist ausdrücklich darauf hin, dass im Text enthaltene externe Links vom Verlag nur bis zum Zeitpunkt der Buchveröffentlichung eingesehen werden konnten. Auf spätere Veränderungen hat der Verlag keinerlei Einfluss. Eine Haftung des Verlags ist daher ausgeschlossen.



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967

1. Auflage

Copyright © 2016 Deutsche Verlags-Anstalt, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH,
Neumarkter Str. 28, 81673 München

Umschlaggestaltung: Büro Jorge Schmidt, München

Umschlagmotiv: © Johan Doumont/plainpicture

Typografie und Satz: DVA/Andrea Mogwitz

Gesetzt aus der Berling Nova

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN 978-3-421-04602-4

www.dva.de



Dieses Buch ist auch als E-Book erhältlich.

*»Ich weiß nicht, was zuerst verschwinden wird –
der Rock 'n' Roll oder das Christentum.«*

John Lennon

*»Wir sind immer noch unterwegs, aber wir wissen
nicht mehr wohin.«*

Zygmunt Baumann

Meinen Lehrerinnen und Lehrern

Inhalt

Vorwort 9

- I Wenn die Worte leer werden 17
- II Die Geschichte von Padre Roberto,
der im Müll den Weg ins Leben fand 38
- III Die Suche nach dem großen Schatz 62
- IV In den Appalachen auf den Spuren
des Heiligen Geistes 85
- V Schlachten an der Glaubensfront 104
- VI Kein Himmel, keine Hölle, kein Gott 134
- VII Wenn die Sünde selig macht 160
- VIII Erinnern, Vergessen, Bekennen 181
- IX Die Wurzel des Bösen 212
- X Wie liest du? Wo stehst du? Wie lebst du? 239
- XI Das Lächeln der weißen Dame 272
- XII Pilger auf dem Königsweg 297

Ausgewählte Literatur 331

Vorwort

*Der Hase und der Igel und die Angst,
niemals anzukommen*

Beginnen wir mit einem Wettlauf, der tödlich endet. Zumindest für einen der Rivalen. Unter der Nummer 187 fand das Rennen Eingang in die Märchensammlung der Gebrüder Grimm und nahm von dort den Weg in die Theologiegeschichte des späten 20. Jahrhunderts. In dem Märchen von Hase und Igel treffen zwei gegensätzliche Charaktere aufeinander, die sich idealtypisch ergänzen. Der Igel, von dem Hasen wegen seiner krummen Stummelbeine verspottet, verkörpert die Pfiffigkeit der im echten Wortsinne Zukurzgekommenen. Der flinke Hase hingegen repräsentiert die Blindheit selbstgefälligen Hochmuts. Aus trügerischer Überlegenheit nimmt er die Herausforderung des Igels an, sich auf einem Feld beim Lauf durch die Ackerfurchen zu messen. Den Gewinn des Wetteinsatzes, eine goldene Münze und eine Flasche Branntwein, wähnt der Hase sicher. Doch der Igel greift zu einem Trick. Heimlich positioniert er seine Frau, die ihm zum Verwechseln ähnelt, am Ende des Ackers, während er selbst am Start ausharrt. Als der Hase dem Ziel entgegeneilt, ruft die Igelfrau: »Ich bin schon hier!« Der brüskierte Verlierer fordert ein neues Rennen. Nur wartet am anderen Ende der Strecke der Igelgatte

bereits als allgegenwärtiger Sieger. Wie bekannt erweist sich der Hase als hartnäckig. Erst beim vierundsiebzigsten Rennen bricht er nach einem Blutsturz tot zusammen.

Gemeinhin gehört die Sympathie der Märchenleser dem listigen Igel. Der katholische Fundamentaltheologe Johann Baptist Metz indes liest die Erzählung gegen den Strich. Er ergreift Partei für den Hasen. Metz bedient sich des Märchens, um seine Idee eines Glaubens darzulegen, der sich kritisch in die Konflikte in Geschichte und Gesellschaft einmischt. Hase und Igel symbolisieren für Metz zwei gegensätzliche Modelle christlicher Identitätsbildung: Der Hase rennt und rackert sich ab. Er geht das Risiko ein, zu stürzen, zu scheitern und auf der Strecke zu bleiben. Der Igel steht für die sichere und bequeme Variante. Ohne sich einem Wettlauf auszusetzen, hat er sein Ziel immer schon erreicht.

Dem doppelten Igel entspricht die Vorstellung von einem Gott, der vor, nach und jenseits aller Zeit existiert. Welche Höhen und Tiefen der Mensch auch durchläuft, Gott ist bereits da. Über der Geschichte waltend und sich selbst immer gleich bleibend ist er Schöpfer und Erlöser, Ursprung und Ziel. Der Glaube an ihn verleiht vermeintliche Sicherheit, erkaufte um den Preis eines Selbstbetrugs. Der »Igel-Trick« erzeuge die Illusion, so Metz, »die Straße der Geschichte fest im Blick« zu haben. Warum sollte der Gläubige, der Anfang und Ende der Geschichte überschaut, sich noch auf den Weg machen? Warum sich auf das Wagnis des Lebens einlassen?

Hase oder Igel? Wem auch immer die Sympathie gelten mag, als Allegorie für den Gottesglauben taugt das Märchen im 21. Jahrhundert nur noch bedingt. Der Wettlauf setzt das Fundament eines kollektiven Selbstverständnisses voraus, von dem nur noch Fragmente geblieben sind. Der Acker,

auf dem der Hase und der Igel wetteiferten, war das Feld des *homo religiosus*. Auf dessen Terrain wird nicht darum gerungen, *dass* geglaubt wird, sondern *wie*. Dieses Feld liegt heute nicht bloß brach. Es scheint unfruchtbar geworden und vertrocknet. Womöglich auch überdüngt, mit einer inflationären Rede von Gott, dessen Existenz zwar behauptet, aber nicht erfahren wird. Gott! Der Begriff ist entkernt, füllbar mit allzu menschlichen projektiven Zuschreibungen. Kein Attribut blieb Gott erspart, alle denkbaren Bilder wurden gedacht: der geoffenbarte Gott, der verborgene Gott, der verschwundene Gott, der schweigende Gott, der verheißene Gott. Er ist der lebendige, liebende, hörende, sehende, verstehende, der grausame und strafende, der allmächtige, der ohnmächtige, der entthronte, der stille oder der sterbende Gott. Für viele auch der kommende. Die einen beweisen seine Realität, führen zu ihm hin oder widmen ihm täglich fünf Mal fünf Minuten Zeit. Andere erklären ihn für tot oder vergleichen den Wahrscheinlichkeitsfaktor seiner Existenz, wie etwa der britische Evolutionsbiologe Richard Dawkins, mit dem Evidenzquotienten von Rotkäppchen, der Zahnfee oder den Mars umschwirrenden Teekannen. Manche geben um Gottes willen ihr Leben hin und gelten als Heilige, andere morden für ihn, halten ihn für den Größten und sich selbst für Märtyrer. Eine Bildungsministerin, die über eine Plagiatsaffäre stolperte und heute Botschafterin im Vatikanstaat ist, schrieb ein Buch *Gott ist größer, als wir glauben*. Mir wird bei solchen Aussagen schwindelig. Nicht weil sie falsch wären, sondern weil ihr Erkenntniswert so unendlich ist, dass er wieder gegen null geht.

Gottesbilder kommen und gehen. Ihr Verschwinden ist kein Anlass zur Beunruhigung. Die Religionsgeschichte quillt

über von verloren gegangenen und entsorgten Bildern. Zu Beginn des dritten Jahrtausends jedoch geschieht etwas Verstörendes. Nicht weltweit, aber im christlichen Abendland. Nicht die Gottesbilder verschwinden, vielmehr der Rahmen, in dem sie einst hingen. Die aufklärerische Religionskritik erkannte diesen Rahmen, die Frage nach Gott, jederzeit an. Sie lehnte allerdings die Antworten ab. Die atheistischen Kritiker radierten die menschlichen Projektionen aus dem Rahmen heraus und stellten dann fest, dass er leer ist. Aber sie ließen den leeren Rahmen hängen. Der bekennende Atheismus steckt da in einer Zwickmühle; mit jedem Gott, den er demontiert und vom Thron stürzt, bleibt ein verwaister Königsstuhl übrig, der die Erinnerung an die Frage nach Gott lebendig hält. Nur sterben Fragen nicht, wenn alle Antworten als falsch entlarvt werden; sie sterben, wenn sie niemand mehr stellt. Wenn sie gleichgültig geworden sind. Der leere Rahmen forderte heraus, ihn immer wieder zu füllen, mit Zeichen, Symbolen und inneren Bildern – mit Wahrheit und Sinn, die über den Horizont des Projektiven hinausweisen. Wo der Rahmen zerfällt, hat die Sehnsucht zwar noch einen Ort, aber kein Ziel mehr.

»Imagine there's no heaven!« Kein Himmel, keine Hölle, kein Gott! John Lennon erträumte eine friedliche Welt ohne Religion. Und er blieb mit seinem Traum nicht allein. Mit »Imagine« hat Lennon den Geist einer Epoche gleichermaßen geschaffen und gespiegelt. Sein hymnischer Abgesang auf die Religion verbucht ihren Untergang als Freiheitsgewinn. Ihre Verabschiedung scheint das Heilmittel gegen Glaubenskriege, gegen Unrecht und Gewalt, fundamentalistischen Irrsinn, Unmündigkeit, Verdummung und klerikale Bevor-

mundung. Dem säkularisierten Subjekt ist der Glaube an Gott nicht bloß suspekt. Er ist ihm ein Wahn, der die Entfaltung des kreativen Menschheitspotentials blockiert. Doch ist es wirklich ein Sieg der Freiheit, wenn die Kirchen, wie Johann Baptist Metz so schmerzlich konstatierte, »wie entlaubte Bäume in unserer postmodernen Landschaft stehen«? Eröffnet eine Welt ohne Gott die Tür zu einer Zukunft, in der die Menschen zu wahrer Humanität erblühen, und befördert ein aggressiver, oft militanter Atheismus tatsächlich jene Souveränität, um derentwillen er den Gläubigen die Gottesidee austreiben will? Oder bewahrheitet sich zusehends das Trauma von Friedrich Nietzsches *tollem Menschen*, der nach dem Tod Gottes orientierungslos durch den sternenlosen Raum taumelt, wo ihn die kalte Nacht anhaut?

Der Gläubige war immer eingebunden, oft auch gefangen, in einem horizontalen und vertikalen Koordinatensystem. Er lokalisierte sich zwischen Himmel und Erde, zwischen Heiligem und Profanem, und ging allzu häufig dabei verloren. Der säkulare Mensch tritt aus der Religionsgeschichte heraus. Mit der Abschaffung des Himmels im Achsenkreuz seiner Weltverortung wirft er das jüdisch-christliche Erbe des Alten und Neuen Testaments ab: das Glaubenswissen um die untrennbare Einheit von Gottesliebe und Nächstenliebe. Da dem Atheisten Erstere ein Hirngespinnst ist, zählt für ihn allein Letztere. »Liebe galt einst einem Horizont von Dingen, die über einem liegen, so wie ein Stern, an dem man sich orientiert«, sagt der Philosoph Peter Sloterdijk. »Eine solche Spannung auf ein fernes, aber unendlich liebenswertes Objekt hin ist aus dem modernen Weltentwurf a priori ausgegliedert. In dem Moment, in dem man die Liebe vollständig aus zwischenmenschlichen Beziehungen erklärt,

verschwindet ihre Vertikaldimension. Es fehlt die Schöpfung, es fehlt der Stern.«

Einst wurde dem Menschen zugetraut, die Krone der Schöpfung zu sein. Als Gottes Ebenbild, das der Allmächtige schuf, um im Geheimnis seiner Ewigkeit nicht in sich selbst gefangen zu sein. »Glauben, dass Gott existiert«, sagt der Religionsphilosoph Robert Spaemann, »heißt glauben, dass er nicht unsere Idee, sondern dass wir seine Idee sind.« Was auch immer der glaubensbefreite Zeitgenosse in seiner Liberalität zu tolerieren vermag, der Gedanke, als Idee eines Anderen zu existieren, zählt nicht dazu. Er ist nicht Geschöpf. Er ist Schöpfer. Er bedarf des Segens nicht mehr, mit dem der Gott der Genesis die ersten Menschen in die Welt entließ. Der säkulare Mensch macht sich selbst und erfindet sich selbst, ohne allerdings dem höchsten Anspruch an sich je zu genügen. Er ist ständig in Bewegung, rastlos, aber nicht mehr unermüdlich, vielmehr dauernd erschöpft. »Wir sind immer noch unterwegs«, sagt der polnisch-jüdische Sozialphilosoph Zygmunt Baumann, »aber wir wissen nicht mehr wohin.« Im 21. Jahrhundert, so scheint es, ist dem Hasen das Ziel abhandengekommen.

Sein Problem stellt sich nicht mehr. Kein Igel fordert den Hasen mehr heraus. Aus der Not seiner Ziellosigkeit haben wir eine Tugend gemacht, indem wir den Igeltrick abschafften und stattdessen den »Hasentrick« etablierten. Wir haben den Weg zum Ziel erklärt. Seitdem hoppelt der Hase allein über den Acker. Er mümmelt mal hier, mal dort. Mal springt er in diese, mal in jene Furche, die ihm Optionen sind, aber keine Wege, von denen er wüsste, wo sie herkommen und wo sie hinführen. Manchmal hält er inne. Wenn er begreift, dass seine Freiheit mit der Ausweitung seiner Wahlmöglichkei-

ten nicht mitwächst, gönnt er sich, wie man zu sagen pflegt, eine Auszeit. Dann rennt er wieder los, im Wettlauf gegen sich selbst, begleitet insgeheim von der Angst, auf dem Weg zu sein und niemals anzukommen.

»Wohin geht die Reise?« So fragt der große Glaubenslehrer Karl Rahner in einem heute kaum mehr gelesenen Text, den der Theologe Mitte des letzten Jahrhunderts verfasste und dessen beseelte Sprache heute fremd anmutet. Rahner reflektiert darin die Sehnsucht des Herzens »nach der Freiheit des inneren Menschen«. Der Jesuit versteht die Lebensreise als Suche. Der Mensch ist ihm der Heimatlose, der Getriebene, der Wanderer. Kurz: der Pilger. Dessen biblisches Urbild findet Rahner in den drei Magiern, von denen das Matthäusevangelium erzählt, dass sie aus dem Osten kamen, um den neugeborenen König der Juden zu finden. Sie waren, so Rahner, bei der »Reise ihres Herzens« ihrem Stern gefolgt, nicht ahnend, dass er sie zu einem Stall in Bethlehem führen sollte. Sie waren unterwegs als Könige, um einem anderen König in einer Krippe die Ehre zu erweisen.

Ich nehme an, dass die Weisen aus dem Orient das Grimmsche Märchen Nummer 187 nicht verstanden hätten. Den Hasen nicht, den sein Ehrgeiz gewinnen zu müssen, in den Tod treibt; und schon gar nicht den Igel, der seine Cleverness zelebriert und immer schon angekommen ist, ohne das Wagnis des Unterwegsseins auf sich zu nehmen. Der Pilger indes weiß um die Mühsamkeit seines Weges. Und er weiß um sein Ziel, das fern ist und sich immer wieder entzieht. Im Grunde bestand das Theologenleben des 1984 achtzigjährig verstorbenen Karl Rahner darin, sich diesem Ziel in immer neuen Versuchen auch begrifflich anzunähern. Rahner sprach vom »unbegreiflichen Grund aller Wirklichkeit«, vom »namen-

losen Jenseits« oder vom »unendlichen Rätsel, das alle anderen Rätsel in sich birgt«. Nie zweifelte er daran: Das Ziel der Pilgerschaft heißt »Gott«.

Die Selbstverständlichkeit, mit der frühere Generationen von Gott sprachen, ist verschwunden. Die Selbstgerechtigkeit, mit der religiöse Fundamentalisten dies heute noch tun, ist naiv und anmaßend. Kein Weg führt zurück in angeblich glaubensfestere Zeiten. Man mag dem nachtrauern, mag eine geistliche Orientierungslosigkeit bejammern und den Autoritätsverlust der Kirchen beklagen. Aber die Entkoppelung von tradierten Gewissheiten des Glaubens kann auch ein Gewinn sein. Unsere Freiheit hat uns erlaubt, uns von Gott zu verabschieden. Aber nie waren wir freier, in der Erfahrung des Verlustes nach Gott *zu fragen*. Nicht mehr und nicht weniger beanspruchen die zwölf Kapitel dieses Buches. Es kann und will keine theologischen Spekulationen anstellen und erst recht kein spiritueller Ratgeber sein. Es lebt, so hoffe ich, vom Wachhalten der Frage. Karl Rahner war sich sicher: Wo die *Frage nach Gott* stirbt, dort stirbt auch der Mensch:

»Wenn das Wort Gott verschwunden ist, spurlos und ohne Erinnerungsrest, dann hätte der Mensch das Ganze und seinen Grund vergessen, und zugleich vergessen – wenn man das noch so sagen könnte – dass er vergessen hat. Was wäre dann? Wir können nur sagen: Er würde aufhören, ein Mensch zu sein. Er hätte sich zurückgekreuzt zum findigen Tier.«

I

Wenn die Worte leer werden

»Wir sollten uns nur den Dingen widmen, die bei einem Zusammenbruch unversehrt bleiben würden.«

Nicolás Gómez Dávila

In einem Moment von Entschlossenheit, als es mich drängte, Wichtiges von Unwichtigem zu trennen, ging ich in einen Büromarkt und kaufte mir einen Aktenvernichter mit der unsentimentalen Typenbezeichnung HSM 80.2 Compact. Dann machte ich mich daran, Berge von Papierkram zu entsorgen. Hinfällige Mahnungen, Kontoauszüge aus D-Mark-Zeiten und vergilbte Quittungen wanderten ebenso in den Reißwolf wie die Weihnachtsgrüße und Geburtstagswünsche wohlgesinnter Redaktionen. Auf Knopfdruck zerhäckselte das Schneidwerk private und geschäftliche Altlasten: Konzepte für journalistische Reportagen, die nie geschrieben wurden; Entwürfe für Verträge, die nie zustande kamen; und Schreiben, in denen nach einer höflichen Anrede im ersten Satz das unselige Wort »leider« auftauchte. In den Absagebriefen erklärten Redakteure, weshalb sie diese oder jene Fotogeschichte aus diesem oder jenem Land zu diesem oder jenem Thema nicht abdrucken konnten oder wollten.

Als der Schredder meine gesammelten Absagen fraß, überkam mich ein Anflug von Wehmut. Rückblickend erschienen

mir die Briefe gestandener Publizisten nicht mehr als Zeugnisse von Ablehnung, sondern wie rare Relikte einer verlorenen Zeit. Dokumente von Klarheit, Offenheit und Verbindlichkeit. Von Wertschätzung gar. Für Menschen, die man nicht achtete, verfasste man keine ausgiebigen Begründungen mit individueller Handschrift. Heute greift man, wenn man überhaupt noch antwortet, zu Musterbriefen und Textbausteinen, die als elektronische Mitteilungen verschickt werden. Mit ihrer kalkulierten Freundlichkeit erwecken sie den Eindruck, persönlich gemeint zu sein. Der Vorteil solcher Mails liegt darin, dass man für sie keinen HSM Compact braucht. Man klickt auf die Delete-Taste.

Trotzdem: Abschlägige Bescheide, ob plausibel begründet oder auch nicht, sind ein Ärgernis. Mal mehr, mal weniger deprimierend. Absagen vernichten. Sie zerstören investierte Arbeit, sie enttäuschen Hoffnungen, sie lassen Träume sterben und das Bankkonto ins Dunkelrote abrutschen. Absagen demontieren Illusionen, sie ernüchtern und entblößen. Sie sind nichts als nackte Realität, und als solche liefern sie die Rechtfertigung zu klagen und zu stöhnen. Weil aber der notorische Nörgler eine erbärmliche Figur abgibt, wünsche ich bisweilen, ich wäre Zen-Buddhist. Als solcher würde ich Absagen aus einer in mir selbst ruhenden Mitte annehmen, könnte Ablehnungen aus freier Bindungslosigkeit heraus bejahen und sie als Möglichkeit für persönliches Wachstum nutzen. Vielleicht spränge bei all der Gelassenheit sogar noch ein unaufgeregt gewogener Blick auf die Mitmenschen heraus. Das wäre wahrhaft souverän.

Aber ich bin kein Buddhist. Und ich werde auch keiner mehr, obschon ich vor einigen Jahren aus dem nordindischen Dharamsala, dem Exilsitz des tibetischen Dalai Lama, einen

Zwölf-Kilo-Messingbuddha mit nach Hause schleppte. Ihm sollen mächtige kurative Kräfte innewohnen. Das jedenfalls versprach mir der Verkäufer, ein Tee ausschenkender, überfreundlicher und sehr, sehr schlitzohriger Kashmiri.

»Buddha very, very healing power. You buy. You very, very lucky man«, sagte er, und ich fand bis auf die dreiste pekuniäre Forderung keinen Grund, ihm nicht zu glauben. Zumal mir der Buddha gefiel. Den auf die Hälfte heruntergehandelten, indes noch immer üppigen Preis begründete er mit der Versicherung, der Buddha sei »very, very old« und habe seine heilende Potenz quasi über Jahrhunderte potenziert. Später erst sah ich im nepalesischen Kathmandu in einem Hinterhof unweit der Souvenirmeile um den Königspalast Hanuman Dhoka halbwüchsige Jungen in der Sonne sitzen. Vor ihnen stand eine Batterie fabrikneuer Blechbuddhas. Mit dicken Brennläsern brachten die Burschen das Metall zum Glühen und brannten den Figuren unter Mitwirkung von Altöl dunkle Flecken ein. Es war schon erstaunlich, wie der Ramsch optisch zur Antiquität mutierte. Jedenfalls schauten die Buddhas nach der Behandlung aus, als hätten Archäologen sie in verborgenen Tempeln dem Staub des Vergessens entrissen, um sie als Träger spiritueller Energien an Trekkingtouristen in Outdoor-Outfits zu verscherbeln.

Mein Buddha ist selbstverständlich echt. Gewichtig thront er auf einem hölzernen Sockel vor einem Fenster zum Garten. Sein rechter Daumen und Zeigefinger formen das Rad der Lehre, während die drei übrigen Finger nach oben deuten. Ich habe mir erzählen lassen, seine Handstellung symbolisiere einen nach allerhöchster Erkenntnis strebenden Bodhisattva. Den Bodhisattvas wird nachgesagt, sie benützten ihre Einsichten nicht um der eigenen Erleuchtung willen, sondern um sich

in den Dienst der Unwissenden zu stellen. So wäre ich auch gern. Einsichtig, wissend, selbstlos. Aber ich bin nicht sicher, ob mein Buddha mir dabei hilfreich zur Seite steht. Obwohl er sündhaft teuer war, funktioniert er nicht. Einmal nur hat er seine Wirkmacht voll entfaltet. Als ich ihn eingewickelt in Blisterfolie und eingenäht in Sackleinen beim Check-in am Airport in Delhi auf die Waage legte und British Airways einen horrenden Gepäckaufschlag verlangte.

»In dem Sack steckt ein echter Buddha«, sagte ich zu der Dame vom Bodenpersonal.

»Really? So heavy!«

»Yes. Very heavy. Very, very mighty power!«

Die Angestellte lachte und winkte mich durch. Ich hatte knapp zweihundert Dollar gespart. Trotzdem hätte ich den Buddha vielleicht besser in Indien gelassen. Fern seiner Heimat wirkt er nicht. Jedenfalls nicht spürbar. Was eventuell nicht an seinem Mangel an »mighty power« liegt, sondern an mir. Meine Antennen sind für energetische Flow-outs nicht sonderlich empfänglich. Wenn nicht komplett blockiert.

Ich könnte natürlich zur Sensibilisierung ein Seminar besuchen. Oder einen Wochenendworkshop. Ein mentales Coaching. So wie Mitte der achtziger Jahre, als sich verkopfte Intellektuelle zur Erweiterung ihrer sinnlichen Wahrnehmungskompetenz in das Abenteuer der Selbsterfahrung stürzten. Lebenshungrig und für psychologische Einsichten empfänglich meinte auch ich mit dreißig, der Schlüssel zur Welterkenntnis läge in der Auflösung zwangsneurotischer Kindheitsprägungen mittels bioenergetischer Meditationen und gruppentherapeutischer Befreiungszeremonien. Offen gestanden, wenn wir aus dem biografischen Schatten unserer bürgerlichen Deformationen heraustraten, wenn Unschein-

bare erblühten, Kleinmütige über sich hinauswuchsen und aufgeblasenen Wichtigtuern die Luft ausging, das hatte was. Nur kühlen die in psychodynamischen Prozessen hochgekochten Emotionen im Abklingbecken des Alltags gemeinhin schnell wieder auf Normaltemperatur herunter. Deshalb lassen sich Therapeuten immer neue Rituale der Selbsterlösung einfallen, die man buchen und besuchen kann.

Vor mir liegt das aktuelle Programm eines esoterischen Zentrums in der Schweiz. Mit Bildern von ausnahmslos schönen Menschen. Sie alle lächeln. Sympathisch, entspannt und befreit. Sie transformieren negative karmische Einflüsse in positive um. Den Intensivworkshop »Dancing with the Heart of the World« könnte ich belegen oder mich aufraffen zu einer »Journey of Empowerment«. Oder die Liebes- und Lebensschule des »Sky Dancing Tantra« mitmachen. Das Foto eines Buddhas ist in dem Prospekt auch abgedruckt. Meditierend im Lotussitz wirbt er für ein »cranosacral balancing«. Das verspricht, sprachlich leicht verstolpert: »Still werden, geduldig warten – und Ganzheit ist am Werden«. Für einen stattlichen Batzen Schweizer Franken könnte ich in die Erfahrung eintauchen, vom Atem geatmet zu werden, wäre ich für das Ziel ausbalancierter Gelassenheit nicht ein Totalausfall.

Denn ich bin Katholik. Und Katholizismus und Gelassenheit schließen sich für mich aus. Die Ruhe des Gemüts anstreben, sie erlangen und bewahren gar und zugleich katholisch sein – wie soll das gehen? Sich zum katholischen Glauben zu bekennen heißt, sich aufzuregen. Genauer gesagt, sich aufregen zu müssen. Permanent. Weniger über Gott als über den Irrsinn der Welt und über die *Ecclesia una sancta* sowieso. Gottes irdische Stellvertreter treiben einen bei der Vollstreckung des himmlischen Heilsplans bis an die Grenze zum Infarkt.

Mich allerdings weniger als meinen ungarischen Priesterfreund István, dessen Pfarrei im rumänischen Siebenbürgen liegt. Er ist ein begnadeter Spötter vor dem Herrn, der mit seinem Ortsbischof im Dauerclinch liegt, seit er es vorzog, eine Einladung zu einem gediegenen Weihnachtsmahl auszusprechen, um lieber mit den Obdachlosen in seiner Gemeinde ein paar Biere zu trinken. »Schlimm, schlimm«, pflegt István nach zwei, drei Gläsern aus tiefstem Herzensgrund zu seufzen. »Diese Brustkreuzträger, glaub mir, es ist eine Last mit ihnen.« Ich nicke dann und gebe meinerseits ein paar haarsträubende Histörchen zum Besten, die unser Gefühl der Verbundenheit stärken und uns in der Gewissheit bekräftigen, dass unsere Treue zum Katholizismus, »Fest soll mein Taufbund immer stehn«, heute ein mehr als heldenhafter Akt ist. Die Leidensfähigkeit des Katholiken an und mit seiner Kirche erweist sich zusehends als begrenzt. Früher litt man, harrte aus und blieb. Heute ärgert man sich noch ein wenig und schickt eine Mail, so wie man die Mitgliedschaft in einem Verein kündigt oder eine Beziehung per SMS beendet.

Zugestanden, manchen Gläubigen mag die Symbiose von Gelassenheit und katholischem Credo einst gelungen sein und auch heute noch gelingen. Der heilkundigen Mystikerin Hildegard von Bingen in ihrem Kräutergarten etwa, der in Demut gebeugten Mutter Teresa oder dem unbeugsamen und altersmilden Papst Johannes Paul II. Nicht zu vergessen den freundlichen Pater Anselm Grün, der es irgendwie hinbekommt, alle paar Wochen ein neues Buch zu schreiben. Die Titel klingen, als habe mein Buddha sie ersonnen. *Perlen der Weisheit, Jeder Tag ein Weg zum Glück, Zur inneren Balance finden* oder *Im Einklang mit sich selber sein*. In den gefühlten hunderttausend Büchern des unermüdlichen Benediktiners findet sich bewun-

derswerterweise kein einziger Gedanke, der so geistlos oder gar töricht wäre, dass man den HSM Compact anwerfen müsste.

Ich selbst bin kein Freund von Lebensratgebern und Pflücke-den-Tag-Geschenkbändchen. Vor über hundert Jahren schon schrieb der Pater-Braun-Erfinder Gilbert Keith Chesterton, die Religion des Carpe diem sei der »Kult einer pessimistischen Lustsuche« und als solcher »nicht die Religion glücklicher, sondern höchst unglücklicher Menschen«. Ist das heute anders? Tagaus, tagein unterwegs zum Glück! Suchend, heischend, ringend um den Einklang mit sich selbst! Das ist keine leichte Sache. Während vieler Reisen habe ich wunderbare Menschen getroffen, auch ein paar Fieslinge, denen ich die Pest an den Hals wünschte. Nie jedoch traf ich einen Menschen, im Guten wie im Bösen, der von sich hätte behaupten können, er schwinde mit sich selbst im Einklang. Das ist schon aus grammatikalischen Gründen schwierig, als Subjekt *sich* mit *sich selbst* als Objekt in Einklang zu bringen, widerspruchsfrei und ohne disharmonische Restbestände. Wenn es überhaupt jemand vollbringt, innerlich ausbalanciert zu sein, dann ist es mein Buddha vom Fuße des Himalayas. Obschon er wegen seines verborgenen mentalen Potentials im Grunde unbezahlbar ist, musste ich dennoch irgendwann einsehen, dass er zwar einen hohen dekorativen Wert besitzt, zum Spiritus Rector auf meinem Weg des Wissens aber nicht taugt.

Er ruht in sich selbst. Angstfrei, leidensfrei. Aber auch leidenschaftslos. Schweigend schaut er in sich hinein und lächelt. Ich frage mich, was er sieht. Ich habe keine Ahnung, vermute jedoch, dass sein Gleichmut nicht gratis zu bekommen ist. Ich fürchte sogar, dass der Preis, den mein Buddha für seine Seelenruhe und sein stoisches Lächeln bezahlt, recht hoch ist. Zu hoch. Dass er hohl klingt, wenn man ihm vor die

Brust klopft, geschenkt. Das ist man als Katholik von manchen Exzellenzen und Eminenzen gewohnt. Nein, aufgeplustert vom Nimbus der eigenen Bedeutung ist mein Buddha nicht. Sein Manko ist von anderer Art.

Er hat die Augen geschlossen. Das macht ihn als Objekt kultischer Verehrung für mich gänzlich ungeeignet. Mit gesenkten Lidern ist er als Vorbild für Autoren und als Schutzpatron für Journalisten unbrauchbar. Und für Fotografen selbsterklärend erst recht. Seine geschlossenen Augen unterscheiden meinen Messingbuddha von dem Stifter des Christentums. Von ihm erzählt das Neue Testament, dass er den Menschen die Augen öffnete, Lahme gehen und Blinde sehen ließ, dass er Wasser wandelte in Wein. Eine überaus sympathische Metamorphose, die leider im Laufe der Kirchengeschichte von Jesu Nachfolgern wieder rückgängig gemacht wurde. Das jedenfalls behauptet mein Freund István.

»Glaub mir, diese Heilsbürokraten verdünnen edlen Wein zu schalem Wasser. Sag, wann hast du je ein kluges Wort aus dem Mund eines Kardinals gehört, das mitzuschreiben sich gelohnt hätte?« István ist ein umgänglicher Mensch, zweifelsfrei, aber gemeine Fragen stellen kann er schon. Wir treffen uns nicht oft. Alle zwei Jahre höchstens. Dann hocken wir zusammen und lästern uns den Kummer von der Seele. Bis spät in die Nacht. Schlussendlich einigen wir uns darauf, dass nicht diejenigen Kirchenführer den Katholizismus in den Untergang treiben, über die es sich noch aufzuregen lohnt. Schlimmer sind jene, die so Dürftiges von sich geben, dass sie nicht einmal mehr unsere Spottlust befriedigen.

Ich denke dabei an das *Wort zum Sonntag*, wo Episoden aus dem Alltag nach dem Motto »Neulich in der S-Bahn begegnete ich ...« mit jesuanischen Botschaften garniert werden. Oder

die Mahnreden zu Weihnachten und Ostern, in denen katholische Bischöfe, Landeskirchenräte und evangelische Pastorinnen in feierlichen Ansprachen Krieg und Unfrieden anprangern. Wenn sie Hunger, Flucht und Vertreibung beklagen, die Kluft zwischen Nord und Süd, Arm und Reich sowie die ökonomische Gier; wenn sie an die Begrenztheit irdischer Ressourcen erinnern, vor den Gefahren atomarer Energiegewinnung und ökologischem Raubbau warnen und an die Verantwortung appellieren und zur Bewahrung der Schöpfung aufrufen, dann sagen sie nie etwas Falsches. Ihre Worte sind immer korrekt. Und doch lassen sie den Zuhörer seltsam unberührt. Wie eine zigfach aufgekochte und zigfach verdünnte Suppe, die nicht sättigt. Das ist ihr Dilemma. Diese Worte scheuen jedes Risiko. Sie sagen lauter Richtiges, gut Gemeintes und Wichtiges, doch schon lange nichts Wahres mehr. Sie klingen wie Textbausteine, wie Parteiprogramme im Wahlkampf.

Investierte die Kirche ihre Energien im und vor dem 20. Jahrhundert in die Stabilisierung ihrer Herrschaft, so ringt sie im 21. Jahrhundert um ihre Selbsterhaltung. Der Auftrag von Papst Franziskus, »an die Ränder zu gehen«, ist ein Versuch, den Katholizismus nicht um seiner Macht willen zu stärken, sondern ihn wieder an den Kern der jesuanischen Botschaft heranzubringen. An die Seligsprechung der Armen und Hungernden, der Ausgestoßenen und Verachteten. Die Redlichkeit des Papstes steht nicht in Zweifel. Wo Franziskus ein Unrecht ausmacht, erhebt er seine Stimme, appelliert an das Mitgefühl, klagt an: die Unterdrückung der indigenen Völker Lateinamerikas, die Versklavung von Arbeitsmigranten in den USA, die Brutalität der mexikanischen Drogenmafia, den Terror religiöser Fanatiker, die Not syrischer Kriegsflüchtlinge, den Konsumwahn und den Egoismus des Westens.

Der Pontifex gibt sich als Pfarrer. Schlicht und anspruchslos. Bescheidenheit statt Prunk, Volksnähe statt Weltfremdheit. Seinem Namenspatron entsprechend ersetzte er die Mercedes-Dienstlimousine durch einen gebrauchten Ford Focus, statt Rolex trägt er am Handgelenk eine Swatch, und wenn er bei seinen Reisen in die Menge eintaucht, verzichtet er auf das Papamobil mit Panzerglas und lässt sich lieber im Fiat 500 durch New York kutschieren. Statt seine Amtswürde zu zelebrieren, setzt der Heilige Vater auf Gesten der Verbrüderung. Strafgefangenen und Asylbewerbern wäscht er die Füße, der Trauergemeinde eines Obdachlosen spendiert er den Beerdigungsschmaus, muslimische Flüchtlingsfamilien nimmt er, wie nach einem Kurzbesuch auf der griechischen Insel Lesbos im Frühjahr 2016, mit nach Rom. Keine dieser Gesten will ich diffamieren. Nur geschehen die Akte päpstlicher Barmherzigkeit nicht in diskreter Zurückhaltung, sondern unter den Augen allzeit präsenter Berichterstatter. Als Indiz von Offenheit gewährt Franziskus den Medien eine distanzlose Nähe. Nur wollen Presseleute keine Einsichten in den Glauben gewinnen, sie wollen Nachrichten verkaufen. Sie gieren nach starken Emotionen, nach plakativen Bildern und markigen Worten. Franziskus enttäuscht sie nicht.

Anders als bei seinen Amtsvorgängern machte das Magazin *Der Spiegel* bei ihm eine »fröhliche Fehlbarkeit« aus und nannte ihn in einer Titelstory »Der Entfesselte«. Die Reporter mögen Papa Francesco als einen nahbaren Papst zum Anfassen, wobei nicht ganz ersichtlich ist, ob sie ihn eher wegen seiner Programmatik oder wegen seines Unterhaltungswertes schätzen. In seiner leutseligen Weihnachtsansprache 2014 prangerte Franziskus »fünfzehn Krankheiten« der römischen Kurie an, darunter eitlen Karrierismus, Hart-

herzigkeit und mentale Erstarrung, wobei neben der Diagnose des »spirituellen Alzheimers« der Vorwurf des »Terrorismus der Geschwätzigkeit« der Presse besonders gut gefiel. Nur: Die Rede *benannte* nicht nur ein Problem in der Kirchenführung, sie machte es gleichermaßen sichtbar. Denn kein einziger Kardinal stand auf und verbat sich die harsche päpstliche Abrechnung. Nachdem Franziskus 2016 dem polternden amerikanischen Präsidentschaftskandidaten Donald Trump bescheinigt hatte, er sei kein Christ, war in der *Zeit* zu lesen: »Für uns Journalisten sind Donald Trump und Franziskus Geschenke des Himmels. Beide produzieren in Serie vermeintlich starke Sätze, bei denen sich selbst die Wohlgesonnensten fragen, ob die beiden wissen, was sie sagen und tun.«

Zur Ehrenrettung des geistlichen Standes jedoch ist zu sagen: Ab und an taucht ein denkwürdiges Wort auf, gleich einem Eiland im Ozean der Banalitäten. Ich denke an eine Predigt. Gehalten wurde sie am Montagvormittag, dem 18. April 2005, während des Gottesdienstes »*pro eligendo Romano Pontifice*« im Petersdom in Rom. Anlass war die Wahl des Nachfolgers von Papst Johannes Paul II. Es sprach der Dekan des Kardinalkollegiums Joseph Ratzinger, der aus dem anschließenden Konklave in der Sixtinischen Kapelle als Benedikt XVI. hervorgehen sollte.

Ich hatte die Predigt damals aus dem Internet heruntergeladen und ausgedruckt, mit dem Vorsatz, sie wenigstens zu überfliegen. Lange blieb es bei der Absicht. Bis ich mich anschickte, mein Büro zu entrümpeln. Doch weil ich es nur schwer über mich bringe, ein priesterliches Wort mit derselben Achtlosigkeit in den Papiermüll zu befördern wie den Werbeprospekt eines Möbelhauses, begann ich zu lesen. Nicht gerade fiebernd

vor Erwartung, doch mit wohlwollendem Interesse. Bis ich an einem Satz hängen blieb. An einer Frage. An meiner Frage, um die ich unbestimmt immer schon wusste.

Joseph Ratzinger hatte sie nicht bloß für die einhundert-fünfzehn Mitglieder des Kardinalskollegiums ausgesprochen. Er fragte stellvertretend für alle Menschen. Wenigstens für diejenigen, die diese Frage nicht von vornherein als unsinnig abtun würden. Oder sich dagegen verwarren, sich überhaupt mit ihr zu beschäftigen. Mir schien, als halte diese Frage den Strom der Zeit an. Wie ein Damm, hinter dem die Vergangenheit andrängt und sich die Lebenszeit für einen Augenblick staut. Die Intention der Frage zielte, wenn dieser Vergleich statthaft ist, auf das Gegenteil dessen, was mein HSM Compact leistet. Der Schredder vernichtet. Er zerstört Relikte von Vergangenen, tilgt Spuren des Gestern und löscht Erinnerungen, die nicht wert sind, bewahrt zu werden. Kardinaldekan Ratzinger hingegen kehrte den Blick um. Er fragte: Was bleibt?

»Alle Menschen wollen eine Spur hinterlassen, die bleibt. Aber was bleibt? Das Geld nicht. Auch die Gebäude bleiben nicht; ebenso wenig die Bücher. Nach einer gewissen, mehr oder weniger langen Zeit verschwinden all diese Dinge. Das Einzige, was ewig bleibt, ist die menschliche Seele, der von Gott für die Ewigkeit erschaffene Mensch. Die Frucht, die bleibt, ist deshalb diejenige, die wir in den menschlichen Seelen gesät haben – die Liebe, die Erkenntnis; die Geste, die es schafft, das Herz zu berühren; das Wort, das die Seele öffnet.«

Ich glaube ..., nein, im Grunde weiß ich: Diese Sätze sind wahr. Und ich weiß auch: Das Wissen um die Wahrheit dieser Worte ist nicht verhandelbar.

Doch schon da ich dieses Bekenntnis in die Tastatur tippe, schleicht der Argwohn heran. Die Sirenen des Zweifels heu-

len los. Gegenstimmen klopfen an. Und mit ihnen tritt das Misstrauen ein. Und mit dem Misstrauen schwindet das Wissen um das, was bleibt. Es schrumpft zu einem vermeintlichen Wissen, das wiederum zu einem vagen Glauben verkümmert, der immer kleingläubiger wird und sich seiner selbst nicht mehr sicher ist. Es ist in solchen Momenten nicht leicht zu entscheiden, ob der Glaube stirbt oder ob er vor der Schwelle steht, hinter der er neu geboren wird.

Was bleibt, ist die menschliche Seele!

Ja, was denn sonst, möchte ich ausrufen. Doch ich traue meiner Gewissheit nicht. Es wäre nun ein Leichtes, mich in der Verzagtheit auf eine fremde Stimme zu berufen, auf einen Freigeist, der nicht in dem Verdacht steht, ein Apologet katholischer Dogmatismen zu sein. Jemand wie der Künstler Joseph Beuys. Zwei Jahre vor seinem Tod 1986 sagte er in einem Gespräch mit dem Jesuiten Friedhelm Mennekes: »Das Einzige, was sich lohnt aufzurichten, ist die menschliche Seele.« Man kann diesen Satz richtig finden. Oder auch falsch. Doch kann man die Wahrheit dieses Satzes spekulativ begreifen, aus gesicherter Distanz, ohne sich je zu mühen, zum Träger dieser Wahrheit zu werden?

Joseph Ratzingers Antwort auf die Frage »Was bleibt?« birgt die Idee des Christlichen. Ihre Wahrheit ist nicht beweisbar wie die Stringenz eines mathematischen Gesetzes, nicht diskutierbar wie die Plausibilität eines logischen Systems oder die argumentative Schlüssigkeit einer philosophischen Weltanschauung. Das Wissen um diese Wahrheit ist anders als die Wahrscheinlichkeit, dass auch morgen wieder die Sonne aufgeht. Es ist anders als die Gewissheit, dass Kreise niemals eckig sind, drei mal drei auch in der nächsten Woche noch neun sein wird und kein Gott den Urvater Adam vor fünf-

tausend Jahren aus ein paar Handvoll Erde knetete. Doch welch eine grandiose Vorstellung, dass der Mensch mehr ist als ein Klumpen Materie, sondern dass ein göttlicher Odem ihm Leben und Seele eingehaucht hat!

Seele! Was ist damit gemeint? Gibt es eine Seele überhaupt? Oder ist der für »die Ewigkeit erschaffene Mensch« eine Chimäre? Wie ein erschaffender Gott ein Hirngespinnst ist, von naiven Wirrköpfen geflochten, die in der Evolutionsgeschichte der Vernunft die letzten Upgrades verpasst haben, unfähig, auch nur einen Bruchteil des biochemischen Potentials ihres Gehirns auszuschöpfen? Die noch immer im Zustand selbst gewählter Unmündigkeit verharren und noch glauben? Der Glaube sei, so höhnte einst der Kirchenkritiker Karlheinz Deschner, »der Krückstock, mit dem Lahme ihre Flügel in höhere Welten bestreiten«. Deschner hält diesen Satz für einen Aphorismus. Tut mir leid, aber ich halte ihn für dumm. Und mir fällt unter meinen Freunden und Bekannten niemand ein, der im Diesseits des irdischen Jammertals zu Kreuze kriecht, um sich dann in metaphysischer Weltflucht in eine imaginäre Ewigkeit hinaufzuschwingen. Womit ich als Berichterstatter nicht gesagt haben will, solchen Menschen an der fundamentalistischen Glaubensfront nie begegnet zu sein.

Was bleibt? Es steht jedem frei, die Frage als in letzter Instanz nicht beantwortbar zu erklären, sie als irrelevant abzutun oder sie nicht einmal zu ignorieren. Wer jung ist oder sich jung fühlt und wer noch jenes produktive Chaos in sich verspürt, von dem Friedrich Nietzsche annahm, es sei nötig, um einen tanzenden Stern zu gebären, der neigt dazu, die Frage mit einem entschiedenen »nichts« zu erledigen. Häufig schwingt bei dieser Antwort Trotz mit. Aber auch ein gesun-

der Widerstand gegen ein Leben, das in der Gegenwart als öde und leer, als ziel- und zwecklos erfahren wird.

»Jeden Tag stirbt ein Teil von dir, jeden Tag schwindet deine Zeit. Jeder Tag ein Tag, den du verlierst, nichts bleibt für die Ewigkeit«, singt Campino von der Band Die Toten Hosen. Dass nichts für ewig ist, behaupten auch die Rocker von den Böhsen Onkelz, und der Rapper Bushido textet in »Asche zu Asche«: »Glaub mir, nichts bleibt für immer.«

Theologen mögen solche Aussagen. Es beglückt sie, wenn die Grundlagen des Glaubens in Zweifel gezogen werden. Der Theologe liebt die Attacke gegen die Theologie. Jeder Angriff bietet die Möglichkeit, dem Angreifer logische Defizite nachzuweisen und Aporien aufzuspüren. So entstehen Bücher, in denen Denker anderen Denkern ihre Denkfehler vorrechnen. Bücher von Beleidigten, die ihrerseits beleidigen, aber niemanden berühren und bewegen. Was bleibt? Berge bedruckten Papiers, die jeden HSM Compact überfordern. Nach einem guten Dutzend Semestern universitärer Theologie weiß ich, wovon ich rede.

Deshalb strenge ich mich an, kein Theologe mehr zu sein. Denn wäre ich einer, müsste ich den Sänger Campino belehren, dass die Vorstellung von einer Ewigkeit, in der nichts bleibt, wenig Sinn ergibt. Ein Paradoxon, eine *contradictio in adiecto*. So wie ein Lied ohne Töne, ein Gedicht ohne Worte oder alkoholfreies Bier, das meinem Freund István nie ins Haus käme. Als Theologe würde ich den Nachweis erbringen, dass die Toten Hosen den Begriff der Ewigkeit mit dem Begriff des Nichts verwechseln. Das juckt zwar niemanden, aber die Theologik hätte im Streit um die Begriffe das letzte Wort behalten. Selbstverständlich unter endzeitlichem Vorbehalt.



Rolf Bauerdick

Wenn Gott verschwindet, verschwindet der Mensch
Eine Verteidigung des Glaubens

Gebundenes Buch mit Schutzumschlag, 336 Seiten, 13,5 x 21,5 cm
ISBN: 978-3-421-04602-4

DVA Sachbuch

Erscheinungstermin: Oktober 2016

Was der Glaube an Gott heute bedeutet

Kein Himmel, keine Hölle, kein Gott! Nicht nur John Lennon erträumte eine friedliche Welt ohne Religion. Immer mehr Menschen scheint die Abkehr vom Glauben das Heilmittel gegen Kriege, Unrecht und Gewalt, gegen Fanatismus, Unmündigkeit und kirchliche Bevormundung.

Der Katholik und Weltreisende Rolf Bauerdick folgt den Wegen und Irrwegen des Christentums der Gegenwart nicht als distanzierter Beobachter. Er zeigt, was es heißt, wenn der Mensch die spirituelle Dimension seines Daseins verliert. In einer Zeit, in der die alten Gottesbilder verschwinden und der Mensch selbst zum Maß aller Dinge wird, wirbt Bauerdick für einen selbstbewussten Glauben, der Tradition und Freiheit versöhnt. Dieser Glaube lebt vom steten Wachhalten des Fragens und verlässt sich nicht auf ewig gültige Antworten. Rolf Bauerdicks Buch ist eine äußere und innere Reise auf den Spuren einer der zentralen Fragen des Menschseins.



[Der Titel im Katalog](#)